

HEYNE <

Joachim Bauer

Lob der SCHULE

Sieben Perspektiven für Schüler,
Lehrer und Eltern

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Aktualisierte Taschenbucherstausgabe 11/2008
Copyright © 2007 by Hoffmann und Campe Verlag GmbH, Hamburg
Der Wilhelm Heyne Verlag, München, ist ein Verlag
der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de
Printed in Germany 2008
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,
München - Zürich
Umschlagillustrationen: Getty Images
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-60083-6

Inhalt

- Vorwort zur Taschenbuchausgabe 7
- 1 Schüler verstehen – eine »Neurobiologie
der Schule« 9
- 2 Schulen – Orte des Grauens oder
»Treibhäuser der Zukunft« 37
- 3 Lehrer 51
- 4 Berufswahl und Lehrerausbildung 77
- 5 Eltern 93
- 6 Die Politik, die Wissenschaft und
das Problem der Qualitätssicherung 115
- 7 Junge Menschen, die Schule und
das Land, in dem wir leben 127

Vorwort zur Taschenbuchausgabe

Dieses Buch hat eine ganz eigene Botschaft. Auch wenn die Wahl des Titels an Bernhard Buebs *Lob der Disziplin* erinnert, wurde es nicht als Antwort auf ein anderes Werk geschrieben. Warum interessiert sich ein Arzt für die Schule? Untersuchungen zeigen, dass es derzeit sowohl um die Schüler- als auch um die Lehrergesundheit schlecht bestellt ist. Ein anderer Grund dafür, dass ich mich als Mediziner dem Thema Schule zugewandt habe, ist die Tatsache, dass vielen Kindern und Jugendlichen heute Motivation fehlt. Dies ist ein Phänomen, über das die moderne Neurobiologie Eltern, Lehrern und Schulpolitikern wichtige Erkenntnisse vermitteln kann. Davon handelt dieses Buch.

Von der manchmal durchklingenden Anmaßung, die Neurobiologie sei in der Lage, die Pädagogik neu zu erfinden, halte ich wenig. Was die moderne Neurobiologie allerdings durchaus zu leisten vermag, ist das Hinzufügen wichtiger Mosaiksteine zum Gesamtmosaik guter Pädagogik. So wissen wir jetzt, welche neurobiologischen Gründe dafür verantwortlich sind, dass Kinder ohne die Erfahrung verbindlicher persönlicher Beziehungen keine Motivation entwickeln können. Ebenso konnte die Ent-

deckung des Systems der Spiegelnervenzellen jetzt ein-drucksvoll bestätigen, was der amerikanische Psychologe Albert Bandura schon vor Jahren erkannte: Kinder lernen vor allem am Modell, sie orientieren sich also an dem, was sie um sich herum sehen.

Mein Buch setzt die Schwerpunkte anders als der von mir persönlich geschätzte Bernhard Bueb. Ich bezweifle, dass wir mit einem »Lob der Disziplin« auf dem richtigen Weg für unsere Schulen sind. Zum kleinen Einmaleins der Philosophie gehört die Unterscheidung zwischen den sogenannten Kardinaltugenden, die um ihrer selbst willen gut sind, und den dienenden Tugenden, die nur dann taugen, wenn sie im Dienste einer Kardinaltugend stehen. Im Mittelpunkt der Erziehung sollten die Kardinaltugenden stehen, wie sie der griechische Philosoph Plato gelehrt hat: Mut, Weisheit (Wissen), Mäßigung und Gerechtigkeit. Eine Pädagogik, die nur die Einforderung dienender Tugenden (Disziplin, Ordnung, Sauberkeit u. a.) in den Mittelpunkt stellt, wiederholt die Fehler der Vergangenheit. Auch die neuerdings verkündete »Pflicht zu führen« erinnert an die Einseitigkeit früherer Zeiten. Erziehung ist mehr als Führung. Eine gute Pädagogik erfordert, wie ich es in diesem Buch ausgedrückt habe, »eine Balance zwischen verstehender Zuwendung und Führung«. Was Kindern heute fehlt, ist beides.

Freiburg, im Herbst 2008

Joachim Bauer

Alle reden von der Schule,
und keiner tut was dagegen!
Aus Schülermund

1 Schüler verstehen – eine »Neurobiologie der Schule«

Ein »Lob des Regens« hat noch keine Wüste in fruchtbares Land verwandelt. Ebenso wenig wird ein »Lob der Disziplin«, wie es manche derzeit gern singen, zu mehr Disziplin und Lernkultur an unseren Schulen führen. Dieses Buch, das – trotz der beschränkten Effekte von Lobgesängen – den Titel »Lob der Schule« trägt, ist keine Bekenntnisschrift, sondern ein Sachbuch. In der Schule geht es um Köpfe, um Geist, Kreativität, Motivation und um ein kooperatives Miteinander, und das heißt: um dynamische Phänomene, die allesamt eine neurobiologische Grundlage haben. Gibt es eine »Neurobiologie der Schule«?

Mein Buch will allen, die die Schule zu einer lebendigen und menschlichen Bildungsstätte machen wollen, etwa das geben, was ein Buch über Brunnenbau und Bewässerung für diejenigen wäre, die es sich zum Ziel gesetzt haben, ein von Austrocknung bedrohtes Stück Land fruchtbar zu erhalten. Selbstverständlich erfordern die Abläufe in der Schule ein Mindestmaß an Disziplin, jenem Desiderat, dem der langjährige Leiter der »Schule Schloss Salem«, Bernhard Bueb, 2006 ein ganzes Buch ge-

widmet hat.¹ Wer es aber einfach dabei belässt, von Kindern mehr »Respekt« und für Eltern und Pädagogen mehr »Autorität« zu fordern, ohne zu sagen, auf welchen Voraussetzungen Respekt und Autorität gründen, macht es sich zu leicht.² Aus den Verhältnissen einer Schule für Jugendliche aus überwiegend privilegierten Elternhäusern, einer Schule, an der Schülerinnen und Schüler von früh bis spät intensive Erziehungs- und Bildungsangebote wahrnehmen dürfen bzw. müssen³, lassen sich keine allgemein gültigen Lehren für das öffentliche Bildungssystem ziehen, das uns heute Sorgen macht.

Dieses Buch soll Schülern, Eltern, Lehrern, aber auch anderen, die junge Menschen und das System Schule fördern wollen, lebensnahe Hinweise geben, wie der Nährboden aussehen muss, auf dem Liebe zum Leben, Motivation und die Lust am Lernen wachsen können. Wer ein Haus bauen will, dem ist nicht damit gedient, dass ihm Dutzende von Leuten Hunderte von Möglichkeiten ausmalen, wie schön sich so ein Haus einrichten ließe, wenn ihm kein Ingenieur oder Architekt zur Seite steht, der weiß, mit welchen Materialien und welcher Konstruktion sich ein stand- und sturmfestes Gebäude errichten lässt. Nichts anderes gilt für die »Konstruktion« eines Systems namens Schule. Es gibt zahlreiche Wege, eine gute Schule zu realisieren. Was aber in ihr wie in jeder Bildungsinsti-

1 Bernhard Bueb: Lob der Disziplin. Eine Streitschrift, List, Berlin 2006.

2 Der ZEIT-Journalist Reinhard Kahl bemerkte: »Wenn Bueb anfängt, Disziplin und Gehorsam zu predigen, riecht es zuweilen nach Pulverdampf und Generationenkrieg« (siehe »Erwachsen werden. Oder die Entdeckung der Erziehung«, DIE ZEIT 40/2006 vom 27. September 2006).

3 Siehe den lesenswerten Bericht des Sprechers der Kollegstufe des Internats Schloss Salem, Dustin Klinger: »Dr. Bueb ist kein Lackaffe. Ein Schüler antwortet seinem Lehrer, nachdem er zwei Jahre lang dessen Erziehung genossen hat«, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. Januar 2007.

tution wirklich zählt, ist jene Kompetenz, die im Falle eines Hausbaus vom Ingenieur oder Architekten erwartet werden muss. Der Bedeutung, die dort der Statik zukommt, entspricht im System Schule 1. die Motivation zum Erwerb von Bildung, 2. der Wille zur Kooperation zwischen Lernenden, Lehrenden und Eltern und 3. die Fähigkeit von Lehrern und Schülern, im Unterricht eine Beziehung zu gestalten, die Lehren und Lernen möglich macht. Doch wer kennt sich mit diesen drei dynamischen Größen aus?

Motivation, kooperatives Verhalten und Beziehungsgestaltung sind Faktoren, die neurobiologisch verankert sind. Folglich brauchen wir – und dies ist ein neuer Ansatzpunkt – eine »*Neurobiologie der Schule*«. Welche Perspektiven sich aus ihr ergeben – für Schüler, Lehrer und Eltern, aber auch für die Schulpolitik und die Gesellschaft als Ganzes –, wird Thema dieses Buches sein. Die Neurobiologie hat weder Deutungshoheit noch einen Alleinvertretungsanspruch zu erheben. Keine Frage: Das Thema Schule erfordert die Beiträge vieler Disziplinen. Wir brauchen das Wissen von Entwicklungspsychologen, die Auskunft darüber geben können, was Kinder und Jugendliche – bezogen auf ihr jeweiliges Alter – begreifen und leisten können. Natürlich braucht die Schule auch Experten für Didaktik, die wissen, wie man Lerninhalte so präsentiert, dass sie für Schüler interessant, lebensnah und verständlich sind. Die Entwicklung des Systems Schule braucht vor allem erfahrene, souveräne Lehrkräfte, die ihre Schülerinnen und Schüler mögen und in der Lage sind, in der Manege des Klassenzimmers zu bestehen. Und natürlich benötigen wir Standards, an denen sich Schulen bundesweit orientieren können und

an denen sich die Leistungen von Schülern messen lassen. Doch das alles – und manches mehr, was hier nicht erwähnt wurde – reicht nicht aus. Denn Standards gibt es seit langem (sie waren bisher nur nicht bundeseinheitlich definiert). Ebenso verfügen wir seit Jahren über ein fast lückenloses entwicklungspsychologisches Wissen. Auch an didaktischen Kenntnissen herrscht kein Mangel, Dutzende von Lehrstühlen haben sich in Deutschland darauf spezialisiert.

Und doch – trotz all dieser Bemühungen und Investitionen sind wir mit einem Phänomen konfrontiert, für das unsere Gesellschaft bereits jetzt einen hohen Preis zahlt und in Zukunft einen noch viel höheren Preis zahlen wird. Große Teile des deutschen Schulsystems stecken in einem allseits bekannten und dennoch beharrlich fortbestehenden Desaster. Dieses System entlässt Schulabgänger, die zu einem hohen Anteil weder für eine weiterführende Ausbildung tauglich noch aufs Leben vorbereitet sind. Knapp zehn Prozent der Jugendlichen eines Jahrgangs verlassen die Schule alljährlich ohne jeglichen Abschluss. Bei diesen jungen Leuten – aber auch bei vielen *mit* Schulabschluss – sind die zehn oder mehr Jahre ihrer Schulzeit abgetropft wie Wasser an einer Teflonschicht. Wir lassen heute einen Teil unserer Jugendlichen – vor allem jene aus der nicht privilegierten, nicht bildungsbürgerlichen Mehrheit der Bevölkerung – in einer Situation heranwachsen, in der kaum jemand Interesse an ihrer schulischen und persönlichen Entwicklung zeigt und in der sie zunehmend – dies gilt insbesondere für männliche Heranwachsende – in eine Stimmung von Aussichtslosigkeit, Zynismus, Verachtung und Gewalt geraten. Viele Schulversager wären in der Lage, an der Spielekonsole eines

Computers jeden PISA-Test mit Bravour zu bestehen, vorausgesetzt, es gäbe einen PISA-Test für Killerspiele. Kurz, ein Großteil eines jeden Jahrgangs nimmt aus der Schule nichts von dem mit, was einen Menschen fit fürs Leben macht: Selbstvertrauen und Motivation, fachliches Basiswissen sowie soziale und emotionale Kompetenz.

Ein Kind ist kein Aktenordner

Die Akteure der Schulbürokratie tun, was Bürokraten gerne machen: Sie greifen zu bürokratischen Maßnahmen. Konkret: Sie versuchen das Problem mit Standards und Kontrollen zu lösen.⁴ Nichts gegen Standards, aber sie werden die Misere nicht beheben. Lehren und Lernen scheitern nicht daran, dass die Lehrkräfte unserer Schulen bisher nicht gewusst hätten, zu welchem Zeitpunkt Schüler welche Wissensinhalte beherrschen sollten. Schulen scheitern daran, dass es Lehrern und Schülern über weite Strecken nicht mehr gelingt, eine Unterrichtssituation herzustellen, die erfolgreiches Leh-

4 In den USA haben sich Leistungen in »schwachen« Schulen trotz »flächendeckender Leistungstests sowie Sanktionen gegen erfolglose Schulen« nicht verbessert, weil es zwar »eine Inflation von Tests«, aber keine »konkreten Hilfen für Problemschulen« gibt (siehe Tanjev Schultz: »Großes Gefälle. US-Schulsystem ohne Besserung«, *Süd-deutsche Zeitung* vom 4. November 2006). Es ist beängstigend, zu sehen, wie sich um die Schulen herum ein immer größerer, immer teurerer Apparat von Verwaltungsleuten und Statistikern etabliert und für sich in Anspruch nimmt, der Schule zu dienen, während Lehrerinnen und Lehrer sich nach wie vor in zu großen Klassen und einem unzureichend ausgestatteten Schulsystem abmühen. In Baden-Württemberg sollen zum Beispiel demnächst etwa 280 Lehrkräfte für die externe Kontrolle aus den Schulen abgezogen werden (*Badische Zeitung*, 14. Dezember 2006), während es zugleich an Ganztagschulen fehlt und weiterhin in zu großen Klassen unterrichtet wird. Zur Frage einer Qualitätssicherung, die *in den Schulen selbst* implantiert ist, siehe Kapitel 6.

ren und Lernen überhaupt erst ermöglicht. Sie scheitern daran, dass sie infolgedessen – von *allen*, die ins Schulgeschehen involviert sind – als Orte des Grauens erlebt werden, denen man, kaum hat man sie morgens gezwungenermaßen betreten, so schnell es geht wieder entkommen möchte. Die Schule scheitert an der Unfähigkeit der Beteiligten, die wichtigste Voraussetzung für gelingende Bildung zu schaffen: konstruktive, das Lernen befördernde Beziehungen. Keine Frage: Die Schulen selbst müssen hier einen wichtigen Beitrag leisten, ein Auftrag und Anspruch, dem sie momentan nicht gerecht werden. Von ebenso großer Bedeutung für das Gelingen oder Misslingen schulischer Arbeit aber sind Faktoren und Akteure, die *von außen* auf sie einwirken. »Außen« ist dort, wo Kinder und Jugendliche heute leben, es ist ein Land, in dem wir alle leben.

Was ist das für ein Lebensraum, in dem, so repräsentative, von Ärzten durchgeführte Studien, über fünfzig Prozent aller schulpflichtigen Kinder und Jugendlichen chronische gesundheitliche Beschwerden haben⁵, in dem über fünfzehn Prozent aller Schüler von »harten« psychiatrischen Störungen betroffen sind⁶ und die Gewalt zunimmt, sowohl jene, von der Jugendliche betroffen sind, als auch jene, die von Jugendlichen ausgeht?⁷ Wie sollen Lehrkräfte erfolgreich Klassen von meist weit über fünf- und zwanzig, vielfach sogar über dreißig Schülern unter-

5 Gesundheitsamt Stuttgart (Dr. Birgit Schmidt-Lachenmann und Kollegen): Jugendgesundheitsstudie, Stuttgart 2000.

6 Ziegert, B., und Kollegen, *Deutsches Ärzteblatt* 99: A1436–A1441, 2002.

7 Siehe Christa Beckmann, Regina Köhler: »Berliner Grundschulen melden immer mehr Gewaltdelikte«, *Die Welt*, 14. Dezember 2006. Helmut Hochschild: Interview. *Der Spiegel* 49/2006. Regina Mönch: »Die Terroristen. Kapitulieren wir vor kriminellen Kindern?«, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 16. Dezember 2006.

richten, wenn über die Hälfte der Kinder nicht einmal gesundheitlich fit ist? Welche Prioritäten hat sich ein Land gesetzt, in dem Spitzenpolitiker Familienpolitik – also die Beschäftigung mit jenem Gefüge, in dem Kinder heranwachsen – zum Beispiel als »Gedöns«, also als bedeutungsloses Getue, bezeichnet haben?⁸ Was sind die Schwerpunkte in der Orientierung eines Landes, in dessen Schulen bereits in der Primar- und Sekundarstufe ein Großteil der Kinder zum Unterricht erscheint, ohne gefrühstückt zu haben? Wie kommt es, dass die Möglichkeit, abends und am Wochenende schick einzukaufen, einer Gesellschaft mehr bedeutet als die Situation von Zehntausenden von Kindern und Jugendlichen, deren alleinerziehende Mütter im Verkauf oder an der Kasse erwerbstätig sind? Gemessen an dem tatsächlichen Nachholbedarf, den unsere Schulen baulich, hinsichtlich ihrer Ausstattung und personell haben, sind die vier Milliarden Euro, welche die derzeitige Bundesregierung für die Förderung von Ganztagschulen bereitstellt, nicht mehr als ein Almosen.⁹

Was aber soll das alles mit Neurobiologie zu tun haben? Die Antwort lautet: Ein Kind ist kein Aktenordner, in den man Blatt für Blatt Wissensinhalte einheften kann, sondern ein Lebewesen, dessen Erleben und Verhalten neurobiologischen Grundregeln unterworfen ist. Dieses

8 Der letzte Mikrozensus wies – so *Der Spiegel* im Dezember 2006 – in Deutschland 12,6 Millionen Familien mit Vater, Mutter und meistens einem Kind aus. Bundeskanzler Gerhard Schröder bezeichnete 1998 die damalige Familienministerin Christine Bergmann als »Fachfrau für Familie und das ganze andere Gedöns«. Schröder hat in seinen über fünfhundert Seiten umfassenden Memoiren (»Entscheidungen«, Hoffmann und Campe, Hamburg 2006) Fragen der Bildung erst ganz am Ende seines Werks exakt eine (!) Seite gewidmet, wobei sich in den wenigen Zeilen nichts als allgemeine Bemerkungen dahin gehend finden, dass Bildung wichtig sei.

9 Siehe dazu Christoph Keese, Chefredakteur der *Welt am Sonntag*: »Zu wenig Geld für Kinder«, *WamS*, 12. November 2006.

Buch soll die Zusammenhänge zwischen Lebenssituationen und zwischenmenschlichen Erfahrungen einerseits und andererseits die durch sie beeinflussten neurobiologischen Abläufe, die der Motivation und Leistungsbereitschaft eines Kindes zugrunde liegen, beleuchten und einige Konsequenzen vor Augen führen, die sich daraus ergeben. Was außerhalb der Schule, insbesondere auch von Schulpolitikern immer wieder gern vergessen wird: Kinder im Bildungsprozess voranzubringen ist – sosehr das, was Politiker und Verwaltungsleute tun, Wertschätzung verdient – etwas anderes als das Entwerfen, Niederschreiben und Einheften von Protokollen und Erlassen. *Alles schulische Lehren und Lernen ist eingebettet in ein interaktives und dialogisches Beziehungsgeschehen.*

Anders als noch vor etwa zwanzig Jahren ist die Situation in vielen Klassenzimmern heute nicht mehr »formatiert«, das heißt, sie ist nicht mehr so, dass Lehrkräfte eine kooperative Atmosphäre vorfinden, in der das Lehrangebot eine hinreichend interessierte Aufnahme findet (ausgenommen einige wenige Schulen wie zum Beispiel Salem¹⁰). Schüler waren zu allen Zeiten lebendige, aufmüpfige und widerspruchsfreudige Wesen, welche die Welt, in die sie hineinwachsen, mit ihrem Verhalten hinterfragen und herausfordern, und es ist zu hoffen, dass Kinder und Jugendliche diese untrüglichen Zeichen von Vitalität auch in Zukunft nie verlieren werden. Doch es hat sich etwas verändert. Bis weit in die achtziger Jahre hinein hatten klar und bestimmt auftretende Lehrer keine Probleme, eine vorübergehend entgleiste Unterrichts-

¹⁰ Siehe dazu nochmals Dustin Klinger, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18. Januar 2007.

situation wieder zu »formatieren« und damit in den Griff zu bekommen, und das gelang schlicht und einfach deshalb, weil es ein explizites Bündnis zwischen Eltern, Schule und der Gesellschaft als Ganzes gab, dem die klare Überzeugung zugrunde lag, dass Bildung lebenswichtig ist und Kinder und Jugendliche gefördert werden müssen. Vielleicht noch bedeutsamer aber war: Ein Bündnis gab es damals – wenn auch unausgesprochen oder unbewusst – auch zwischen Schülern und Schule. Schülerinnen und Schüler fühlten eine Motivation, sich nicht selbst den Ast abzusägen, auf dem sie ja schließlich nach oben klettern wollten. Daher wurden das durch die Schule vorgegebene Format und die damit verbundenen Grundregeln beachtet. In diesem Punkt hat sich aber inzwischen ein radikaler Wandel vollzogen (auf die Gründe werde ich noch eingehen): Die Unterrichtssituation ist heute vielfach *in keiner Weise* mehr formatiert. Lehrkräfte wenden den größten Teil ihrer Energie dafür auf, erst einmal eine Situation herzustellen, in der Unterricht überhaupt möglich ist. Gelingende Beziehungsgestaltung ist die zwingende Voraussetzung für den schulischen Bildungsprozess, sie ist der unabdingbare Transfusionskanal, über den Bildungsinhalte die Schüler erreichen können. Da Lehrerinnen und Lehrer an dieser Aufgabe – aus einer Reihe von Gründen, die ich noch ansprechen werde – weithin scheitern, erkranken viele von ihnen an der beruflichen Situation.

Wo zwischenmenschliche Interaktionen im Spiel sind, geht es immer auch um Neurobiologie. Der Mensch ist – und dies gilt für das Kind in ganz besonderer Weise – ein »Beziehungstier«. Alles, was Menschen in Beziehungen erleben, wird vom Gehirn in biologische Signale verwandelt, wirkt sich auf die Biologie und Leistungsfähigkeit

unseres Körpers aus und beeinflusst unser Verhalten, was dann wiederum Rückwirkungen auf unsere Beziehungen hat. Das Gehirn macht aus Psychologie Biologie, und aus dem neurobiologischen Geschehen ergibt sich wiederum Psychologie, das heißt, es wirkt sich auf das Erleben und Verhalten aus. Wir wissen inzwischen nicht nur bis ins Detail hinein, wie dies vor sich geht, sondern auch, was die konkreten biologischen Folgen spezifischer zwischenmenschlicher Beziehungserfahrungen sind. Wenn wir die Probleme der Schule lösen wollen, müssen wir an diesem Punkt ansetzen. Die biologischen Folgen von Beziehungserfahrungen betreffen nicht nur das Hier und Jetzt in einer gegebenen aktuellen Situation, sie hinterlassen darüber hinaus – vor allem dann, wenn es sich um wiederholte oder um einschneidende Erlebnisse handelt – ein biologisches Skript mit Langzeitwirkung. Um diese Zusammenhänge – und ihre Bedeutung für die Arbeit in der Schule – soll es nachfolgend gehen.

Die neurobiologischen Grundlagen von Motivation und Zielstrebigkeit

Lebenslust, Motivation und die Bereitschaft, sich für ein Ziel anzustrengen, entstehen in einem Menschen nicht von selbst. Zu den fatalen Irrtümern unserer Zeit zählt die Auffassung, das Verhalten von Menschen sei im Wesentlichen bereits durch seine Gene determiniert, weshalb äußere Faktoren nur wenig ausrichten könnten. Eine andere Legende betrifft das Missverständnis vom »kompetenten Kind«: Dass Kinder bereits in einem sehr frühen Stadium in der Tat erstaunliche kognitive und emotionale Kompe-

tenzen entwickeln, wurde und wird weithin so interpretiert, als könnten sich die beobachteten Fähigkeiten im Kind *von allein* entwickeln. Zu diesen beiden Legenden hinzu kam ein Reflex der Nach-68er-Generation, die – abgestoßen durch die autoritäre, teilweise unmenschliche Behandlung von Kindern in der Tradition der »schwarzen Pädagogik« früherer Zeiten – zu der Meinung tendierte, man tue Kindern und Jugendlichen das Beste, wenn man ihnen möglichst viel ungelenkten Freiraum lasse, was zur Folge hatte, dass sie in eine Art luftleeren Raum verwiesen und damit letztlich – ohne Schutzzone und Filter – den vielfältigen Angeboten der modernen Konsumgesellschaft überlassen wurden.

Biologische Systeme – also auch der Mensch – sind keine durch die Gene programmierten Selbstläufer, die mit Hilfe eines Autopiloten durchs Leben fahren. Gene sind Kooperatoren und Kommunikatoren, sie empfangen Signale und werden in ihrer Aktivität reguliert, und dies in jeder Minute, solange ein Organismus lebt.¹¹ Das Postulat eines Gegensatzes zwischen Genen und Umwelt ist von Grund auf unsinnig. Die jahrzehntealte Debatte »nature versus nurture«¹² ist eine Geisterdiskussion, die teilweise leider auch heute noch geführt wird, vorzugsweise von denen, die nichts von Genen verstehen.¹³ Was

11 Wie Gene arbeiten, siehe Joachim Bauer: Das Gedächtnis des Körpers. Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern, Serie Piper, München 2004; und Joachim Bauer: Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren, Hoffmann und Campe, Hamburg 2006.

12 Dabei steht »nature« für die natürlichen Anlagen (inklusive Gene), »nurture« für Umwelteinflüsse.

13 So hat Richard Dawkins, dessen Bestseller »Das egoistische Gen« eher Science-Fiction als Science ist, selbst nie an Genen geforscht. Eine ausführliche Diskussion der soziobiologischen Ideologie dieses Autors findet sich in Kapitel 5 meines Buches »Prinzip Menschlichkeit« (2006).

Gene leisten, lässt sich nur im Zusammenhang mit der Umwelt erfassen, in der sie – als Teil des Organismus – tätig sind und auf die sie reagieren. Umwelten wiederum erschließen sich in ihrer Bedeutung nur, wenn wir sie vor dem Hintergrund der biologischen und psychischen Reaktionen beschreiben und verstehen, die sie in lebenden Systemen auslösen. Nicht anders ist es mit Kindern und Jugendlichen: Wir werden Kinder nur dann verstehen und ihre Entwicklung fördern können, wenn wir sie im Kontext ihrer Lebenssituation und der biologisch und psychologisch relevanten Stimuli sehen, die sich aus dieser Situation für sie ergeben. Was aber sind die Stimuli, welche die Motivation eines Kindes und seine Bereitschaft, Ziele anzustreben, beeinflussen?¹⁴

Nichts kommt von allein, auch Motivation nicht. Die Entdeckung der neurobiologischen Zentren, die für Lebenswillen, Energie, Motivation und Lust an Leistung sorgen, liegt erst wenige Jahre zurück. »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.«¹⁵ Dieser Satz aus der Bibel trifft manchmal auch auf die biologische Forschung zu: Die Entdeckung der neurobiologischen Motivationssysteme gelang, indem man drei von ihnen produzierten Botenstoffen auf die Spur kam. Sie bilden gemeinsam einen biologischen »Cocktail«, der dem Körper vom Gehirn zugeführt werden kann. Dazu müssen allerdings bestimmte

14 Zu den Bedingungen, die Einfluss auf die Entwicklung des Kindes haben, gehören selbstverständlich Grundvoraussetzungen wie körperliche Unversehrtheit, gesunde Ernährung und hinreichender Schlaf. Letztere sind hier zwar nicht das eigentliche Thema, doch ergeben sich aus Überlegungen, die ich in den folgenden Kapiteln anstellen werde, auch in diesem Bereich teilweise nachhaltige Auswirkungen. Studien zeigen: Kinder ohne verbindliche zwischenmenschliche Beziehungen leben ungesünder, ernähren sich schlechter und schlafen weniger.

15 Matthäus 7, 16.

Bedingungen erfüllt sein, auf die ich noch zu sprechen kommen werde. Zunächst seien die drei Botenstoffe kurz vorgestellt.¹⁶ Motivationsbotenstoff Nummer eins ist das Dopamin, eine Art Dopingdroge, die uns Lust macht, etwas zu tun, uns anzustrengen und Leistung zu zeigen. Botenstoff Nummer zwei sind die körpereigenen Opioide¹⁷, die dafür sorgen, dass wir uns körperlich und seelisch gut fühlen. Botenstoff Nummer drei ist Oxytozin, eine hochinteressante Substanz, die uns bestimmten Menschen besonders verbunden fühlen lässt und uns dazu animiert, uns für sie besonders einzusetzen. Gemeinsam bilden die Leistungsdroge Dopamin, die Wohlfühlsubstanzen aus der Gruppe der Opioide und das »Freundschaftshormon« Oxytozin ein geradezu geniales Trio. Menschen, die von ihrem Gehirn mit dieser »Mixtur« ausreichend versorgt werden, haben Lust aufs Leben, sind bereit, gemeinsam mit anderen etwas auf die Beine zu stellen, und wollen den Erfolg ihrer Taten genießen. Womit wir bei der Hauptfrage angelangt wären: Was muss geschehen, damit die Motivationssysteme des Gehirns ihren Cocktail über die Theke schieben, das heißt den Körper damit versorgen?

Neueste neurobiologische Studien zeigen¹⁸: Entscheidende Voraussetzungen für die biologische Funktionstüchtigkeit unserer Motivationssysteme sind das Interesse, die soziale Anerkennung und die persönliche Wertschätzung, die einem Menschen von anderen ent-

16 Eine ausführliche Darstellung der Motivationssysteme des Gehirns und der von ihnen produzierten Botenstoffe findet sich in Kapitel 2 meines Buches »Prinzip Menschlichkeit« (2006).

17 Es handelt sich um verschiedene körpereigene Transmitter, deren Wirkung sich aber gleicht, weshalb man sie in der Regel als Gruppe nennt und auch ich sie hier zusammenfasse, so als wären sie nur *ein* Botenstoff.

18 Vergleiche Kapitel 2 und 3 in meinem Buch »Prinzip Menschlichkeit« (2006).

gegeengebracht werden. Wie schon erwähnt, verwandelt das Gehirn seelische Eindrücke in biologische Signale, es macht – etwas salopp ausgedrückt – aus Psychologie also Biologie. Studien konnten zeigen, dass soziale Ausgrenzung oder Isolation Gene im Bereich der Motivationssysteme inaktiviert. Umgekehrt hat bereits die bloße *Aussicht* auf Anerkennung und Wertschätzung eine massive Aktivierung dieser Systeme zur Folge.¹⁹ Woher Kinder und Jugendliche die für die Motivation so wichtige Anerkennung und Wertschätzung erhalten, liegt auf der Hand: Sie erhalten sie im Rahmen zuverlässiger persönlicher Beziehungen zu ihren Bezugspersonen, in der Regel also zu Eltern oder anderen engen Angehörigen, aber auch zu Lehrern und anderen Mentoren. Nur dort, wo sich Bezugspersonen für das einzelne Kind persönlich interessieren, kommt es in diesem zu einem Gefühl, dass ihm eine Bedeutung zukommt, dass das Leben einen Sinn hat und dass es sich deshalb lohnt, sich für Ziele anzustrengen. Kinder und Jugendliche haben ein biologisch begründetes Bedürfnis, Bedeutung zu erlangen. Ohne ihnen zufließende Beachtung können sie nicht nur keine Motivation aufbauen, sondern sich auch insgesamt nicht gesund entwickeln.

Um Bedeutsamkeit zu erleben, Motivation aufzubauen und die dazu notwendigen neurobiologischen Prozesse in Gang zu bringen, brauchen Kinder gute, verbindliche Beziehungen, was keineswegs bedeutet, sie in Watte

19 Es muss sich allerdings um eine *realistische* Aussicht handeln. Wenn ein Kind – in der Erwartung einer Anerkennung – etwas leistet, was eine Bezugsperson von ihm fordert, aber die erwartete Beachtung dann nicht erhält, wird es im Wiederholungsfalle *keine* Motivation mehr zeigen. Alle Erfahrungen, ob gute oder schlechte, werden vom Körper erinnert.

zu packen. Gerade weil sie die Anerkennung suchen, wollen Kinder auch eine klare Auskunft darüber haben, was wir von ihnen erwarten. Als Eltern, Pädagogen oder Mentoren sollten wir bei Kindern aber nicht *das* hegen und pflegen, was uns bequem ist oder uns ein Gefühl von Macht gibt, sondern das, was *das Leben* von ihnen fordern wird: Begeisterungsfähigkeit, Kreativität, Pffiffigkeit, Hilfsbereitschaft, kritisches Denken, Fleiß, Durchhaltevermögen, Unbestechlichkeit, Konfliktbereitschaft, Empathie, Fairness und Sportlichkeit.²⁰ (Die wesentlichen Merkmale einer »guten Beziehung« sollen an späterer Stelle, vor allem in Kapitel 7, angesprochen werden.)

Bleibt der Bedeutungshunger des Heranwachsenden ungestillt, dann passiert etwas Fatales. Entweder entwickelt das Kind nun eine seelische Symptomatik (zum Beispiel Angst oder depressive Symptome), oder es kommt zu einem Vorgang, den wir derzeit bei einem großen Teil junger Menschen erkennen: Der Körper sucht sich Ersatzreize, die in der Lage sind, die Motivationssysteme des Gehirns quasi zu korrumpieren, um doch noch an die lebensnotwendigen Botenstoffe heranzukommen. Ersatzreize dieser Art haben jedoch einen gefährlichen Nachteil, ja sie können das Leben eines Menschen zerstören: Sie sorgen zwar für eine Freisetzung der Botenstoffe, führen *im realen Leben* aber zu keinerlei Motivation, sondern zu Apathie. Die einzige »Motivation«, die sie auslösen, besteht darin, dass der Organismus von nun an versucht, sich weitere Ersatzreize derselben Art zuzuführen. Ersatzreize, die das Streben eines Menschen immer mehr darauf

20 Sokrates (469–399 v. Chr.), der Lehrer Platons, definierte vier Grundtugenden: Tapferkeit, Wissen (Weisheit), Gerechtigkeit und Mäßigung (Besonnenheit).